

Erfahrungsbericht- Praxissemester in HMP Leeds

Als ich erfuhr, dass ich mein Praxissemester im Ausland machen kann und dabei unterstützt werden würde, war mir klar, dass ich diese Chance wahrnehmen muss. Nicht nur, weil ich der Meinung bin, dass ein Auslandsaufenthalt den Charakter stärkt, sondern auch weil es den Lebenslauf bereichert. In unserer Uni gibt es regelmäßig Auslandsveranstaltungen, um Studierende zu informieren, was es für Förderungen gibt und wie man diese beantragt. In meinem Fall war es finanziell sogar günstiger, mein Praktikum im Ausland zu machen, weil ich neben einem Vollzeitpraktikum in Deutschland nicht hätte arbeiten können und das Erasmusstipendium mein BAföG um einiges aufgebessert hat. Also habe ich direkt im zweiten Semester begonnen, nach passenden Plätzen zu suchen. Da ich aus persönlichen Gründen gerne nach Leeds ziehen wollte, hat sich meine Praktikumsstellensuche darauf begrenzt. Meine vorherige Arbeitserfahrung bezog sich auf Drogenarbeit. Da ich diesen Bereich schon immer spannend fand, aber auch neue Aspekte kennenlernen wollte, kam mir das Angebot über Bekannte, als Drogenarbeiterin in einem Gefängnis zu arbeiten, sehr gelegen. Die Vorbereitungen für das Auslandspraktikum waren, um ehrlich zu sein, ein wenig frustrierend. Besonders die Dokumente, die ich für meine Praktikumsstelle brauchte, waren durch die Entfernung und Kommunikationsbarrieren recht schwer zu erlangen. Doch im Nachhinein war es den Stress Wert! Ich kann nur raten, Listen zu schreiben, was man alles organisieren muss, aber das International Office war mir immer eine riesige Hilfe.

Ich hatte den Vorteil, dass meine Unterkunft durch Freunde sehr einfach zu organisieren war. Die Umstellung, in einem anderen Land zu leben, war trotzdem nicht ganz reibungslos. Dinge wie ein Konto zu eröffnen, den Arbeitsweg zu finden, nach einem harten Arbeitstag nicht genau das Essen zu finden, was man sonst zu Hause essen würde, fand ich anfangs recht anstrengend. Doch Stück für Stück wurde Leeds mein zu Hause.

Mein Arbeitsplatz war milde ausgedrückt gewöhnungsbedürftig. In einem Kategorie B Untersuchungsgefängnis für Männer würde ich 5 Monate lang für das Drogen- und Alkoholteam arbeiten. Die Geräusche, die Gerüche und vor allem der Umgangston waren von Grund auf anders, als ich es gewohnt war. All das, in Kombination mit einer anderen Sprache, Kultur und einer vollkommen anderen Struktur, war in den ersten zwei Monaten wahnsinnig kraftraubend. Anfangs dachte ich, die Umgebung wäre nichts für mich. Nach dem ersten Tag war ich so überfordert, dass ich direkt ins Bett gefallen bin und dachte, ich will sofort wieder nach Hause fliegen. Im Nachhinein bin ich sehr froh, dass ich mich zusammengerissen habe und am folgenden Tag wieder zu meinem Praktikumsplatz gegangen bin. Ich bin nämlich momentan immer noch in Leeds, weil mir nach meinem Praktikum ein Sommerjob angeboten wurde. Ich konnte nicht nein sagen, da ich meinen Arbeitsplatz so liebgewonnen habe.

Ich arbeite in einem Team von neun Kolleg*innen. Wir bekommen Klienten entweder direkt überwiesen, wenn sie ins Gefängnis kommen und beim Drogentest positiv getestet werden, wenn Klienten eine Selbstüberweisung einreichen oder über andere Mitarbeiter*innen und wenn Klienten in Bezug auf Drogen auffällig sind. Wir haben dann die Aufgabe, diese Klienten zu finden (was in einem so großen Gefängnis mit über eintausend Insassen nicht so einfach ist) und ein Assessment zu machen, um herauszufinden, welche Interventionen den Klienten helfen könnten. Diese Interventionen reichen von verschiedenen Gruppenarbeiten, Einzelgesprächen bis zu Arbeitsheften.

Die Arbeitshefte decken alle Informationen zu den Risiken von verschiedenen Drogen ab. Wir haben auch einige Hefte, in denen es darum geht, über Trigger und Pläne zu schreiben und zu reflektieren. In den Gruppen geht es in erster Linie um die Motivation, etwas zu verändern und auch die Hoffnung zu geben, dass jeder sich verändern kann, und dass es andere Menschen gibt, die in derselben Situation stecken. Eines der großen Probleme ist, dass die meisten Insassen nie jemanden hatten, der ihnen gut zugeredet hat oder an sie geglaubt hat. Deswegen fehlt es oft an Selbstbewusstsein.

Die Geschichten der verschiedenen Männer sind anfangs herzerreißend; nach einer Weile lernt man jedoch, Abstand zu nehmen und dadurch stabiler zu bleiben. Ich möchte nicht unbedingt sagen, dass man sich daran gewöhnt, aber irgendwann habe ich verstanden, dass es sinnlos ist, zu viel mitzufühlen, weil man dann seinen Job nicht richtig machen kann. Das Klientel war für mich in den ersten Wochen schwer zu ertragen. Ich hatte Schwierigkeiten, den starken Dialekt zu verstehen und manche Insassen reagieren schnell aggressiv, wenn man unsicher wirkt und zu oft nachfragt, was sie gesagt haben. Nach und nach ist mein Selbstvertrauen aber größer geworden und ich habe einfach von Anfang an gesagt, dass es vielleicht sprachliche Barrieren geben wird, die wir aber sicher überwinden können und dass das Gespräch deshalb eventuell etwas länger dauert. So kam ich dann gut über die Runden und auch viel besser mit den Männern klar. Wir sind auch dafür zuständig, andere Bereiche zu informieren, falls uns etwas auffällt. Wenn zum Beispiel jemand sagt, er hätte nichts wofür er leben will, müssen wir direkt handeln und dafür sorgen, dass er Hilfe bekommt. Oder wenn jemand Sicherheitsinformationen hat, wie zum Beispiel wo bestimmte Drogen herkommen, (Ich fand es am Anfang so verrückt, wie es überhaupt möglich ist, all diese Drogen ins Gefängnis zu bekommen), müssen wir diese Informationen weitergeben und natürlich alles genau dokumentieren.

Als junge Frau im Männergefängnis zu arbeiten, kann viele Vor- und Nachteile mit sich bringen. Einerseits hat man den Vorteil, dass Klienten weniger aggressiv sind und versuchen, Respekt zu zeigen, manchmal wird man aber auch nicht ernst genommen. Ich persönlich fand es schwer zu wissen, was ich für Kleidung tragen soll. Es sind immerhin eintausend Männer jeglichen Alters um einen herum. Das kann sich teilweise schon etwas bedrohlich anfühlen, und man wird dauerhaft angesprochen und bekommt „Komplimente“. Demnach habe ich immer sehr darauf geachtet, nichts Figurbetontes oder Auffälliges zu tragen.

Es hat lange gedauert, für mich herauszufinden, wie ich auf meine Klienten zugehen muss, um professionell zu wirken, aber auch eine Beziehung aufzubauen, damit sie sich öffnen. Dann wiederum ist es besonders als Sozialarbeiterin schwer, die Nähe und Distanz zu wahren und darauf zu achten, dass man keine zu gute Beziehung aufbaut. Schließlich arbeitet man in diesem Bereich mit meist hochkriminellen Menschen, die wahnsinnig gut darin sind, einen um den Finger zu wickeln. Man muss also immer aufmerksam sein und auf die Umgebung achten.

In einem so großen System wie HMP Leeds ist es oft schwer, die Politik zu durchschauen. Da wir nicht direkt vom Gefängnis eingestellt sind, sondern von „inclusion“, gibt es regelmäßig Kommunikationsprobleme zwischen den Wärtern und uns. Und da wir von ihnen abhängig sind (um unsere Klienten aus der Zelle zu holen, oder vom Flügel zum Gruppenraum zu bekommen), kann das ziemlich frustrierend sein. Aber je länger man im Gefängnis arbeitet, umso mehr versteht man das System und kennt Kolleg*innen. Das macht es einfacher, bestimmte Dinge zu erreichen, oder wenigstens Situationen zu verstehen und zu akzeptieren.

Durch meine Rolle als Auslandsstudierende hatte ich einen besonderen Stellenwert, da ich ein bestimmtes Wiedererkennungsmerkmal hatte und dadurch öfter in Gespräche verwickelt wurde. Mittlerweile kenne ich viele der Insassen, selbst wenn sie nicht meine Klienten sind, und habe Beziehungen mit ihnen aufgebaut. So trauen sie sich, offen über ihre Probleme zu reden und auch zuzugeben, wenn sie Rückschritte gemacht haben.

Wenn ich daran zurückdenke, wie ich vor fünf Monaten hier angekommen bin, hat sich wirklich wahnsinnig viel verändert. Die Herausforderungen, die ich gemeistert habe, obwohl es sich oft so angefühlt hat, als würde ich es nicht schaffen, haben mich stärker gemacht. Zu wissen, dass ich es schaffe, in einer anderen Kultur und in so einem aufgeladenen Umfeld klarzukommen, hat mich selbstbewusster gemacht. Ich kann wirklich nur jedem raten, sich vom Papierkram und von der Suche nach einem Praktikumsplatz nicht unterkriegen zu lassen. Denn der Weg lohnt sich und das Gefühl, das alles durchzuziehen, mit allen positiven und auch negativen Momenten, ist bereichernd und motiviert für das restliche Studium.